

TRACY GUZEMAN | Das Gewicht des Himmels

Das Buch

Am Ende seines Lebens beauftragt der gefeierte Maler Thomas Bayber seinen engen Vertrauten Dennis Finch ein bisher unbekanntes Gemälde aus dem Jahr 1963 zu verkaufen. Der Kunstprofessor steht vor einem Rätsel, glaubte er doch bisher, das Gesamtwerk des Malers zu kennen. Aber beim Anblick des Gemäldes ahnt er, dass es um weit mehr geht als um das Bild selbst. Denn die beiden jungen Frauen auf dem Porträt scheinen für Thomas eine größere Rolle zu spielen, als er zugibt. Kurz darauf erkrankt Thomas schwer, und für Dennis Finch beginnt eine Suche, die ihn auf die Spur zweier völlig unterschiedlicher Schwestern, einer tragischen Liebe und einer Lüge mit verheerenden Folgen führen wird.

»Große Gefühle im Stil eines Detektivromans!«

Emotion

»Bewegend, spannend und packend erzählt.«

Hannoversche Allgemeine

Die Autorin

Tracy Guzman lebt in der Nähe von San Francisco. Ihre Kurzgeschichten erschienen in verschiedenen Literaturzeitschriften. *Das Gewicht des Himmels* ist ihr erster Roman und wurde auf Anhieb ein internationaler Bestseller.

TRACY GUZEMAN

Das Gewicht des Himmels

ROMAN

Aus dem Amerikanischen
von Stefanie Fahrner

Diana Verlag

Copyright des Gedichtes *No Voyage* auf Seite 7 © 1956, 1976 by Mary Oliver.
Reprinted by permission of the Charlotte Sheedy Literary Agency

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
The Gravity of Birds bei Simon & Schuster Inc., New York



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Taschenbucherstausgabe 07/2015

Copyright © 2013 by Tracy Guzeman

Copyright © 2013 der deutschsprachigen Ausgabe
und dieser Ausgabe © 2015 by Diana Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Redaktion | Uta Rupprecht

Umschlaggestaltung | t.mutzenbach design, München

Umschlagmotiv | © Margie Hurwich/Arcangel Images

Satz | Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pößneck

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

ISBN 978-3-453-35837-9

www.diana-verlag.de

*Für meine Eltern Jane und Dean
und meine Schwestern Jill und Marnie –
allesamt begeisterte Leser*

*Ich wache früher auf, jetzt, wo die Vögel wieder da sind
und in den unverwüstlichen Bäumen singen.
Auf einem Feldbett am offenen Fenster liege ich
wie verbrauchtes Land, wenn der Frühling naht.*

*Alle Seefahrer meiner Erinnerung bestiegen
ihr Schiff mit Kummer im Gepäck.
Die Menschen zögern, sie wollen nicht fort;
sie brechen erst auf, wenn das Sterben beginnt.*

*Und ich? Mein kärgliches Leben verlangt nicht
nach Neuem oder dem Schutz der Ferne.
In welch anderem Land könnte ich alles niederschreiben,
ich, noch immer Bürgerin dieser gefallenen Stadt?*

*Auf einem Feldbett am offenen Fenster denke ich nach,
während die Vögel den Kreislauf des Lebens besingen.
Soll das Sterben doch weitergehen. Vielleicht kann ich
vom Unheil erben, bevor ich reise.*

*Ach, ich sehe die großen Schiffe auslaufen,
meine Wunden zucken vor Ungeduld. Und doch kehre ich um,
ordne die weinenden Trümmer meines Hauses.
Hier oder nirgends mache ich meinen Frieden mit der Welt.*

Mary Oliver, »Ich bleibe«, 1963

1

August 1963

Alice spazierte am moosigen Waldrand entlang. Immer wenn sich ihr ein schattiges Plätzchen bot, verweilte sie kurz. Sie wartete auf das Motorengeräusch seines Austin-Healy und darauf, dass er wenige Sekunden später den Wirtschaftsweg heruntergerast kam – den Weg, der das Naturschutzgebiet von den Blockhäusern am See trennte. Doch sie hörte nur das Geschnatter der Indigofinken in der Blätterkathedrale über ihr. Die strahlend blauen Männchen stoben tiefer in den Wald hinein, wenn Alice ihr »Tziet-tziet-tzu-tzu-tziet-tziet« nachahmte. Während sie sich langsam durchs Unterholz arbeitete, streiften die hellgrünen Köpfe der Kiefern sämlinge ihre Hosen. Sie hatte sich so zurechtgemacht, dass sie mit dem Wald verschmolz; ihr Haar war unter einer Schildmütze hochgesteckt und ihre Kleidung graubraun und unauffällig. Da endlich, sein Auto! Sie duckte sich hinter einige Birken und machte sich so klein wie möglich, kauerte sich in eine flache Grube voll mit Farnen und Laub. Ihr Vogelbeobachtungsheft und die

Gedichtsammlung balancierte sie auf den Knien, während sie Rinde von den Birkenstämmen riss und beobachtete, wie er auf den Schotterparkplatz seines Anwesens einbog.

Er schaltete den Motor aus, blieb aber noch in seinem Cabrio sitzen. Genüsslich zündete er sich eine Zigarette an, die er mit geschlossenen Augen so langsam rauchte, dass sie sich schon fragte, ob er vielleicht eingnickt oder in seine typische Trance gefallen war. Als er sich dann endlich aus dem engen Vordersitz gezwängt hatte, stand er so aufrecht und schmal da wie die dunklen Baumstämme hinter ihm, die seinen Schatten schluckten. Alice bewegte sich, denn ihr linker Fuß war eingeschlafen und prickelte. Die Blätter unter ihr raschelten. Das Geräusch hätte genauso gut von einem kleinen Tier stammen können, aber er drehte sich sofort zu ihrem Versteck um und starrte auf einen Punkt über ihrem Kopf. Sie hielt den Atem an.

»Alice«, flüsterte er in die warme Luft hinein. Sie konnte das Zischen gerade noch hören, gerade noch sehen, wie seine Lippen sich bewegten. Aber sie war sich sicher, dass er ihren Namen gesagt hatte. Ja, das hatten sie gemeinsam: Beide beobachteten gern, wenn auch auf verschiedene Art.

Er nahm eine Papiertüte vom Beifahrersitz und drückte sie beinahe liebevoll an die Brust. Da sind Flaschen drin, wusste sie und dachte an ihren Vater; daran, wie oft er zwischen dem Auto und ihrem Sommerhäuschen hin- und hergelaufen war, um den mitgebrachten Alkohol hereinzuholen: einen Monatsvorrat an Toasts und Schlummertrunken und Katerkiller-Drinks. *Die verdammten Einheimischen erhöhen die Preise, sobald die Sommergäste auftauchen*, hatte ihr Vater gesagt. *Warum soll ich zweimal für etwas bezahlen, was ich bloß einmal trinken kann?* Ihn haute niemand übers Ohr.

Alles hatte er dabei: Rot- und Weißwein, Champagner, Galliano und Orangensaft für die Wallbanger ihrer Mutter, Wodka und Gin, ein paar alkoholfreie Getränke zum Mischen, eine Flasche erlesenen Wodka und einige Sixpacks Bier. Und er hatte es genauso sorgsam ins Haus getragen wie Thomas Bayber jetzt seine Flaschen.

Sie wartete, bis er die kurze Steintreppe hochgegangen war und die Fliegengittertür hinter sich zugeknallt hatte, bevor sie es wagte, sich zu rühren. Sie setzte sich auf den mit Kiefernnadeln übersäten Boden und kratzte sich an einem Mückenstich. Dann schlug sie den Gedichtband auf. Mrs. Phelan, die Bibliothekarin, hatte ihn für sie zur Seite gelegt, als er gerade frisch eingetroffen war.

»Mary Oliver. *Ich bleibe und andere Gedichte*. Meine Schwester hat mir das aus London geschickt, Alice. Ich dachte, du wärest vielleicht gerne die Erste, die es liest.« Mrs. Phelan fächerte die Seiten auf und zwinkerte Alice verschwörerisch zu. »Es riecht noch ganz neu.«

Alice hatte sich das Buch für den See aufgehoben. Sie wollte die Gedichte erst lesen, wenn sie sich in einer genau passenden Umgebung befand. Am Morgen hatte sie an der Bootsanlegestelle ein Handtuch ausgebreitet, das noch etwas feucht war und nach Algen roch. Auf dem Bauch liegend, die Ellenbogen aufgestützt, blätterte sie in dem Buch. Das helle Sonnenlicht, das vom weißen Papier zurückgeworfen wurde, machte ihr Kopfschmerzen, aber sie rührte sich nicht vom Fleck, und bald hatte die Hitze ihre Haut zartrosa gefärbt. Sie las immer weiter, hielt den Atem an, wenn eine Strophe vorbei war, konzentrierte sich auf die Sprache, die genaue Bedeutung der Wörter. Es war schade, dass sie nur ungefähr ahnte, was die Dichterin ausdrücken

wollte, dass sie die Verse nicht bis ins Letzte verstand. Inzwischen war die Seite mit dem Gedicht »Ich bleibe« zerknittert, übersät mit Sandkörnern, versehen mit Alices feuchtem Daumenabdruck in der Ecke. ... *liege ich wie verbrauchtes Land, wenn der Frühling kommt* ... In den Zeilen lagen Geheimnisse, die sie nicht ergründen konnte.

Wenn sie Thomas darum bat, würde er ihr das Gedicht erklären, ohne diese typisch vage Erwachsenensprache zu gebrauchen oder Unwissen vorzutäuschen. Aber wenn sie mit Thomas zusammen war, lernten sie voneinander. Er schulte sie in Jazz, Bossa nova und Bebop und spielte ihr, während er malte, seine Lieblingsmusiker vor: Slim Gaillard, Rita Reys, King Pleasure und Jimmy Guiffre. Dabei stach er jedes Mal, wenn er sie auf eine wichtige Stelle aufmerksam machen wollte, mit dem Pinsel in die Luft. Im Gegenzug zeigte sie ihm die neuesten Seiten aus ihrem Vogelbeobachtungsbuch: Skizzen der Sumpfohreule, der Nordamerikanischen Pfeifente, des Zedernseidenschwanzes und des Waldlaubsängers. Sie erklärte ihm, dass der harmlos aussehende Louisianawürger seine Beute tötete, indem er ihr in den Hals biss und dabei das Rückenmark durchtrennte. Dann konnte er das Opfer auf Dornen oder Stacheldraht aufspießen und es in Stücke reißen.

»Um Himmels willen«, sagte er schauernd. »Das ist ja ein wahrer Horrorvogel!«

Sie vermutete, dass er sich durch ihre Besuche nur zu gern von der Arbeit abhalten ließ, brachte ihn aber mit ihren Beschreibungen der Einheimischen gerne zum Lachen: Tamara Philson, die ihre lange Perlenkette ständig trug, selbst am Strand, seit sie von einem Einbruch in der Nachbarstadt gehört hatte. Die Sidbey-Zwillinge, deren Eltern

sie immer genau gleich anzogen, bis hin zu den Haarspannen und Schnürsenkeln. Auseinanderhalten konnte man sie nur durch einen lilafarbenen Punkt, den Mr. Sidbey einer der beiden aufs Ohrläppchen gemalt hatte. *Alice*, hatte Thomas gesagt, *du bist das beste Mittel gegen Langeweile*.

Sie spähte durch die Birkenstämme zum hinteren Teil des Hauses hinüber. Wenn sie zu lange wartete, bis sie anklopfte, hatte er vielleicht schon angefangen zu arbeiten. Dann riskierte sie, ihn dabei zu stören, und er wäre schroff und kurz angebunden. In solchen Momenten kam er ihr vor wie ein wildes Tier, wie die Katzen zu Hause, die sie hinter den Holzstapel lockte, um sie einzufangen. Niemals hätte sie sich getraut, uneingeladen vorbeizukommen (er hatte zwar eine Einladung ausgesprochen, aber nur eine ganz vage); darum näherte sie sich ihm lieber ganz vorsichtig.

Kommt doch mal vorbei, hatte er am ersten Tag im Kreis ihrer Familie gesagt, nachdem er sich vorgestellt hatte. Er war plötzlich aus dem Wald aufgetaucht, um seinen Hund zurückzuholen. Das Tier sprang aufgeregt um ihn herum, während sie miteinander am Anlegeplatz standen. Aber er hätte sich kaum vorzustellen brauchen – sie wussten genau, wer er war.

»Dieser Künstler«, so bezeichnete ihn ihr Vater. Im selben Ton hätte er auch »diese Schwuchtel« oder »dieser Axtmörder« sagen können. *Alice* saß auf ihrem geheimen Beobachtungsposten oben an der Treppe, von dem aus sie die Unterhaltungen ihrer Eltern heimlich belauschte, und zwar schon lange, ehe sie zum ersten Mal an den See führen.

»Myrna findet, dass er Talent hat«, hatte ihre Mutter gesagt.

»Na klar, sie kann das bestimmt beurteilen, mit ihrer Erfahrung auf dem Gebiet der ... was macht er noch mal?« Ihr Vater klang so aufgebracht wie immer wenn man ihn mit Myrna Restons Erfahrung auf unendlich vielen Gebieten konfrontierte.

»Du weißt ganz genau, was er macht. Er ist Maler. Sie sagt, er hat ein Stipendium der Royal Academy bekommen.«

Ihr Vater schnaubte unbeeindruckt. »Maler! Das heißt, die Leute bezahlen ihn dafür, dass er ihren Schnaps trinkt und ihren Töchtern schöne Augen macht und den Rest der Zeit auf einem Stuhl sitzt und an einem Pinsel lutscht. So einen Job hätte ich auch gern.« Alice konnte direkt vor sich sehen, wie ihr Vater die Augen verdrehte.

»Du brauchst nicht sarkastisch zu werden, Niels.«

»Ich bin nicht sarkastisch. Ich will bloß nicht, dass meine Familie so einem Künstler in den Arsch kriecht. Wir haben schon genug am Hals mit ...« Eine Pause entstand, und dann war nur noch Geflüster zu hören. Alice wusste, dass sie über Natalie redeten. Dann dröhnte die Stimme ihres Vaters wieder durchs Haus, und sie zuckte zusammen, dort oben auf ihrer Treppenstufe. »Warum ausgerechnet jetzt, nach so vielen Sommern, die das Haus verwaist war? Es sollte lieber so bleiben, wie es ist ...«

Die Mutter unterbrach ihn. »Ob sie das Haus benutzen oder nicht, geht uns nichts an. Dich regt nur auf, dass eins der Boote von den Baybers dauernd fehlen wird, wenn er da ist. Aber das kannst du dem jungen Mann wohl kaum vorwerfen.«

Der Vater atmete hörbar aus – das Zeichen seiner Niederlage. »Versuchen kann ich's jedenfalls.«

An einem Samstagabend vor drei Wochen waren sie angekommen, alle vier: Alice, ihre Eltern und ihre ältere Schwester Natalie. Sie waren verschwitzt und müde von der langen Fahrt. Als Alice am nächsten Morgen erwachte, sah sie als Erstes ihre Koffer, die offen auf dem Boden lagen, und die vielen Sachen, die daraus hervorquollen und darauf warteten, ausgepackt zu werden. Der Badeanzug, den sie nach dem Frühstück von der Wäscheleine holte und anzog, war noch feucht vom traditionellen Abendschwimmen am Tag zuvor und spannte. Ihr Vater hatte die wild lachende Alice und ihre Mutter mit Wasser bespritzt (woraufhin ihre Mutter dramatisch kreischte), und Natalie hatte am Ufer gestanden und ihnen mit verschränkten Armen zugesehen. Ihr Blick war kalt und aggressiv; seit sie wieder zurück war, hatte sie diesen Ausdruck perfektioniert. Alice wusste nicht, warum ihre Schwester die drei anderen Familienmitglieder so sehr ablehnte. *Wieso bist du so ein Spielverderber?*, hatte sie Natalie zugeflüstert – und damit absichtlich ein Wort benutzt, das ihre Schwester oft auf sie anwendete. Als keine Antwort kam, versetzte sie Natalie einen Puff in die Rippen. *Du machst sie traurig. Du wirst alles kaputt machen.*

Vor ein paar Jahren hatte der Vater eine Maske für Alice gebastelt: aus Seegras und Tannennadeln, die er auf ein Stück hautfarbene Kiefernrinde klebte. Diese Maske hatte er mit dicker gelber Schnur vorn am Kanu befestigt und Alice dabei erklärt, ihre holländischen Vorfahren hätten geglaubt, in den Galionsfiguren der Schiffe lebten Wasserfeen, die die Seemänner vor allem Möglichen beschützten: vor Stürmen, engen und tückischen Passagen, Fieber und Unglück. *Kaboutermannekes* nannte er sie. Wenn das Schiff auf Grund lief oder gar sank, geleiteten die *Kaboutermannekes*

die Seelen der Seefahrer ins Totenreich. Ohne eine Wasserfee, die ihr den Weg zeigen konnte, war die Seele eines Matrosen dazu verdammt, für immer auf See zu bleiben. Natalie, die unbeweglich am felsigen Ufer stand, hatte gestern allerdings nicht so ausgesehen, als würde sie ihre Familie vor irgendetwas beschützen wollen.

An jenem ersten Morgen lag Alice faul an der Bootsanlegestelle und hörte zu, wie ihre Eltern über alles Mögliche sprachen, das sie unternehmen konnten. Doch sie erhoben sich gar nicht erst aus ihren Liegestühlen, verlagerten höchstens mal das Gewicht. Mit Streifen weißer Sonnencreme im Gesicht und undurchsichtigen schwarzen Sonnenbrillen saßen sie da und hoben nur gelegentlich eine Hand, um Teile der Zeitung auszutauschen oder nach dem Bloody-Mary-Glas zu greifen. Als der Hund plötzlich auf der Anlegestelle stand und böse knurrte, zog Alices Mutter ängstlich die Füße hoch. Dann hörten sie eine Stimme aus dem Wald: »Neela! Neela, komm sofort her!«

»Sie ist wirklich harmlos, sie leidet bloß am ›Kleinhunde-Komplex‹«, sagte er. Alice war versucht zu entgegnen: »So habe ich Sie mir gar nicht vorgestellt«, biss sich aber auf die Zunge.

Vor der Hintertür zu Thomas' Haus blieb sie stehen. Sie fasste die Bücher fester, holte tief Luft und wischte sich den Wald von den Füßen: einen Harzfleck, den Staub trockener Blätter, eine gelbe Mooschliere. Es war nicht das erste Mal, dass sie ihn besuchte, aber bisher hatten ihre Eltern immer genau gewusst, wo sie war, hatten ihr nachgewinkt und gerufen: »Benimm dich anständig und bleib nicht zu lange!« In diesem Moment wurde ihr klar, wie es war,

Natalie zu sein – zu wissen, was man nicht tun durfte, und es trotzdem zu tun.

Die Farbe auf der Tür, ein ausgebleichtes Braun, das langsam zu Grau wurde, war gesprungen und rissig wie Alligatorenhaut. Als sie das Holz berührte, fielen dicke Flocken ab und segelten zu Boden. Sie krepelte den rechten Ärmel ihrer Bluse hoch, um den feuchten Ärmelaufschlag zu verstecken, den sie beim Lesen aus Versehen in den See gehängt hatte. Die Nässe war schon hochgestiegen und kühlte ein kleines Stückchen ihrer Haut, aber ihr restlicher Körper stand beinahe in Flammen, sie war nervös und unruhig. Auf den Fersen wippte sie vor und zurück und drückte die Bücher an die Brust. Als sie den Türknauf berührte, fühlte er sich geradezu elektrisch an; ein Sonnenstrahl, der zwischen den Kiefern hindurchschien, hatte ihn aufgeheizt. Sie hielt den Türknauf fest, obwohl er ihr fast die Handfläche verbrannte.

Eine Brise kam über den See geweht und brachte das Echo der Möwen und den beißenden Geruch der Maifische, die nach dem gestrigen Sturm am Strand verrotteten. Alice blickte auf zu dem Labyrinth aus ineinander verknoteten Ästen, zwischen denen helle Stücke bleichen Himmels leuchteten. Ihr wurde ganz schwindlig, und sie fasste den Türknauf noch entschlossener.

Kommt jederzeit vorbei, hatte er gesagt. Als Bayber diese Einladung aussprach, nickte Alices Mutter zögerlich und bäugte den Hund, der eine Planke nach der anderen beschnüffelte. Der Vater stand mühsam aus seinem bejahrten Adirondack-Stuhl auf, und die Anlegestelle unter ihnen schwankte. Es war, als hätte sich durch die plötzliche

Bewegung etwas verändert. Alice hatte das Gefühl, sie und ihre Familie seien plötzlich nicht mehr die Menschen, die sie noch vor wenigen Augenblicken gewesen waren.

»Felicity Kessler«, sagte die Mutter und streckte Bayber die Hand hin. »Und das ist mein Mann Niels. Jeden August mieten wir das Ferienhaus der Restons. Sie kennen bestimmt Myrna. Also Mrs. Reston?«

»Meine Familie gewährt mir nicht oft Ausgang.« Er zwinkerte der Mutter zu, und Alice war schockiert, dass ihrer Mutter das Blut in die Wangen schoss. »Myrnas – ich meine, Mrs. Restons Name ist sicher mal gefallen, aber ich habe sie noch nicht persönlich kennengelernt.«

»Da haben Sie aber Glück gehabt«, bemerkte der Vater.

»Niels!«

»War nur ein Witz. Wie meine Frau Ihnen sicher gleich sagen wird, ist es immer praktisch, jemanden zu kennen, der so ... so gut informiert ist.«

»Bitte, nennen Sie mich Thomas.« Er trug einen dunklen Pullover, der sich an den Ärmelbündchen schon auflöste, darunter ein weißes Button-Down-Hemd und farbverspritzte Khakihosen. In der Hand hielt er einen Korb mit Trauben. »Hier«, sagte er und gab ihn dem Vater. »Wir wissen gar nicht mehr wohin mit unseren Trauben. Es wäre jammerschade darum.«

Als keiner etwas entgegnete, redete er einfach weiter. Entweder bemerkte er den zurückhaltenden Blick des Vaters nicht, oder es war ihm egal.

»Betrachten Sie die Trauben als Friedensangebot. Als Entschuldigung für Neela. Meine Mutter meint, wir hätten viel gemeinsam. Wir seien beide total unerziehbar!«

In diesem Moment wurde Alice klar, dass sie ihn mochte.

Bis dahin hatte sie ihn einfach nur seltsam gefunden, mit seinen fleckigen Kleidern, dem widerspenstigen Haar und Augen so grau wie der See am Morgen. Er war zu selbstsicher und zu groß. Und er sah die Kesslers unverwandt an – das war etwas, was ihre Mutter ihr streng verboten hatte. Er versuchte erst gar nicht, diskret zu sein, er starrte, als könnte er ihnen geradewegs durch die Haut schauen, tief in sie hinein, dorthin, wo sie ihre Schwächen und Unsicherheiten verbargen.

Alice war es nicht gewohnt, dass andere Menschen so direkt waren, schon gar nicht am See, wo die Unterhaltungen der Erwachsenen vor Begeisterung und Unaufrichtigkeit nur so strotzten. *Wir müssen unbedingt etwas miteinander trinken, solange Sie hier sind! Sie müssen auf einen Cocktail zu uns kommen! Was für bezaubernde, hübsche Kinder Sie doch haben! Ich rufe Sie bald an!* Der ganze August lag vor ihr, und sie hatte geglaubt, das einzig Spannende daran wären ihre Bücher. Aber neben einem unerziehbaren Menschen zu wohnen, das schien die Rettung zu sein.

»Ich bin Alice«, sagte sie und beugte sich hinunter, um Neela am Kopf zu streicheln. »Was für eine Rasse ist das denn?«

Er überragte sie deutlich. Seine Wimpern waren schwarz und mädchenhaft lang, auch seine Haare waren schwarz und lang und rollten sich lockig über seinen Hemdkragen.

»Alice, nett dich kennenzulernen. Tja, ich weiß nicht, was sie für Eltern hatte. Ich habe da so meine Vermutungen, aber als Gentleman möchte ich keine falschen Anschuldigungen in den Raum stellen. Es gibt da einen Border Collie und einen Yorkie, die oft auf dem Marktplatz in der Stadt sitzen. Immer wenn wir vorbeifahren, macht Neela ein

fürchterliches Theater. Wahrscheinlich sind es Verwandte von ihr.«

Alice legte eine Hand an die Stirn, um sich vor der Sonne zu schützen und ihn besser mustern zu können. »Kommen Neela und Sie öfter her?«

Er lachte, aber es war ein trockenes, sich überschlagendes Geräusch ohne jede Fröhlichkeit. »Um Himmels willen, nein. Meinen Eltern gehört dieses Haus seit Jahrzehnten, aber sie haben zu viel freie Zeit, um tatsächlich mal Urlaub zu machen. Wenn man reich ist, ist es nicht leicht, Entspannung zu finden. Da ist nämlich immer irgendwas, das man im Auge behalten sollte, und es gibt immer einen Termin, den man wahrnehmen muss.« Er schaute ihre Mutter an und fügte dann hinzu: »Mrs. Reston hat vielleicht erwähnt, dass sie ziemlich wohlhabend sind.«

Alice beobachtete, wie ihre Mutter schluckte und vor sich auf den Boden blickte, als müsste sie sich die Planken ganz genau ansehen. Ihr Vater verschluckte sich an seiner Bloody Mary. Dann lachte er und klopfte Thomas Bayber auf den Rücken. »Und Sie haben gesagt, Sie hätten die Frau nie kennengelernt. Ha!«

Thomas lächelte. »Bis jetzt haben die Umstände mich davon abgehalten, meine Zeit hier an diesem ruhigen Ort zu verbringen.« Er blickte auf den See. »Aber jetzt scheint es, als hätte mich eine eindringliche Stimme hierher gerufen, und sie ähnelt der meines Vaters ganz verblüffend. Ich bin also seit Juni hier und nutze das Sommerhaus meiner Eltern als Atelier. Ich bin Maler, wie Sie vielleicht schon erraten haben.« Er deutete auf seine Kleider. »Mein Vater findet allerdings, das sei kein ordentlicher Beruf.«

Er trat einen Schritt zurück und blinzelte. Mit ver-

schränkten Armen musterte er sie. Alice fragte sich, wie sie für einen Fremden wohl aussahen. Ziemlich gewöhnlich vermutlich, wie ganz normale Leute, die man am Bahnhof oder auf der Straße sieht. Es gab nur ganz wenige Hinweise, die verrieten, dass sie irgendwie zusammengehörten: die Art, wie sie sich mit den Handflächen über die Haare fuhrten; die ausgeprägten Schultern; die helle, zu Sommersprossen neigende Haut; ein bestimmter Gesichtszug, den sie gemeinsam hatten. Natalie hatte die kecke Nase der Mutter geerbt und Alice die hellblauen Augen des Vaters. Die schöne Schwester, die kluge Schwester, ein Vater, dessen Gesichtsausdruck über die Jahre ernster geworden war, eine Mutter, die wusste, wie man die Balance zwischen ihnen allen bewahrte: eine ganz gewöhnliche Familie.

Thomas nickte gedankenverloren. »Ihre Ankunft bietet mir eine wunderbare Gelegenheit. Darf ich Sie zeichnen? Alle zusammen, meine ich.«

»Also, ich weiß nicht ...«

Thomas unterbrach den Vater: »Sie würden mir damit einen großen Gefallen tun, Sir. Diese idyllische Landschaft habe ich schon so oft gemalt. Birken, Tannen, Möwen, Waldschnepfen, Boote, die auf dem See kreuzen. Ehrlich gesagt, werde ich dabei langsam verrückt.«

Die Mutter lachte, bevor der Vater ablehnen konnte. »Es wäre uns eine Freude. Wie nett von Ihnen, uns darum zu bitten! Das ist wirklich spannend.«

»Sie können die Zeichnung dann behalten. Wer weiß, vielleicht ist sie eines Tages was wert. Aber es ist natürlich genauso wahrscheinlich, dass sie absolut nichts wert sein wird.«

Alice sah, dass ihr Vater im Geiste seine Optionen abwog.

Wenn er das Angebot zurückwies, wäre die Mutter mit Sicherheit vier Wochen lang wütend auf ihn. Alice fragte sich, warum er zögerte.

»Na ja, wenn wir alle vier dabei sind, ist wohl nichts dagegen einzuwenden«, sagte er schließlich. »Alice haben Sie ja schon kennengelernt. Sie ist vierzehn, im Herbst kommt sie in die neunte Klasse. Sie ist unsere Hobby-Ornithologin. Und das ist Natalie, unsere Älteste. Nächsten Monat wechselt sie in die dritte Klasse der Walker Academy.«

Da fiel Alice auf, dass ihre Schwester nicht ein einziges Mal aufgesehen hatte – so gefesselt schien sie von dem Buch, das sie gerade las. Seltsam, wenn man bedachte, dass Natalie es gewohnt war, im Mittelpunkt zu stehen. Sie hatte die Anziehungskraft eines glänzend polierten neuen Spielzeugs. Ihr Äußeres lockte junge Männer scharenweise auf ihre Veranda, wo sie sich um kleine Gefälligkeiten für Natalie balgten. Sie brachten ihr Limonade, wenn ihr heiß war; sie boten ihr einen Pullover an, wenn ihr kalt war; sie verscheuchten Fliegen, die ihrem Schwerefeld zu nahe gekommen waren. Auch Alice war dem Zauber ihrer Schwester erlegen. Heimlich übte sie Natalies Eigenarten vor dem Spiegel ein, und wenn Alice ihre abgelegten Kleider bekam, nahm sie sie mit stiller Freude an. Manchmal wünschte sie sich auch ein bisschen von der dreisten Impulsivität ihrer Schwester. In Natalies Schönheit lag ganz einfach eine besondere Kraft. Sogar jetzt, schlapp wegen eines Bazillus, den sie sich beim wochenlangen Besichtigen von Colleges eingefangen hatte, war Natalie eine strahlend helle Sonne, der Stern, um den die anderen kreisten. Es war allerdings seltsam, dass Natalie überhaupt keine Anstalten machte, Thomas Bayber mit ihrem Charme zu umfassen, dass sie seine

Anwesenheit überhaupt nicht zur Kenntnis nahm. Noch seltsamer war, dass die Eltern sie wegen dieser Unhöflichkeit nicht ermahnten oder darauf bestanden, dass sie ihn begrüßte. Und Thomas Bayber wiederum schien Natalie genauso wenig zu beachten.

»Hallo, Thomas, sind Sie da? Ich bin's, Alice.« Sie klopfte lauter. Der glatte Türknauf drehte sich in ihrer Hand, und die Tür öffnete sich quietschend.

»Thomas?«

Ihr Vater war im Ruderboot, weit draußen auf dem See. Und Natalie hatte keine Lust gehabt, mit Alice Flutschsteine zu werfen. Sie hatte ihren Badeanzug angezogen, etwas zum Essen eingepackt und verkündet, dass sie an den Strand im Ort gehen und allein sein wolle. Die Mutter traf sich mit Urlaubsbekanntschäften zum Bridge.

»Thomas?«

Sie hörte ein kratzendes Geräusch, und dann war er da, stand direkt vor ihr und nahm ihr das Licht. Er sah aus, als hätte er geschlafen: Seine Augen wirkten klein, auf der Wange hatte er halbmondförmige Abdrücke, und seine dunklen Haare waren ganz durcheinander. Aber sie hatte ihn doch erst vor einer halben Stunde dabei beobachtet, wie er die Papiertüte ins Haus getragen hatte.

»Sie sehen ja aus wie 'ne Vogelscheuche«, sagte sie.

Er lächelte und fuhr sich mit der Hand durchs Haar.
»Alice, was für eine nette Überraschung.«

»Passt es Ihnen denn?«

»Na klar. Warum denn nicht?«

»Wo ist Neela?« Alice war der kleine Hund ans Herz gewachsen. Sie trug sogar Essensreste mit sich herum, für den

Fall, dass sie ihm begegnete. Natalie dagegen nannte Neela die »böse kleine Töle«.

»Sie wird dich beißen, wenn du nicht aufpasst«, hatte sie zu Alice gesagt.

»Stimmt gar nicht. Du bist bloß eifersüchtig, weil sie mich mag.«

»Das hat sie nicht davon abgehalten, Thomas zu beißen, und er ist ihr Besitzer.«

»Ich glaub dir kein Wort.«

»Solltest du aber.« Natalie grinste. »Ich hab die Narbe gesehen.«

Thomas drehte sich um und ging ins Wohnzimmer. »Neela besucht gerade Freunde, glaube ich.« Seine nackten Füße hinterließen Spuren in der feinen Staubschicht auf dem Boden. Alice folgte ihm.

»Verdammt Kreidestaub«, fluchte er. »Der verteilt sich überall.«

»Woran arbeiten Sie denn? Darf ich mal gucken?«

»Ich weiß nicht, ob das schon für die Öffentlichkeit bestimmt ist, aber du darfst einen Blick darauf werfen, wenn du unbedingt möchtest. Moment.« Er sah einige Leinwände auf einer Staffelei durch, die zu den Fenstern zum See ausgerichtet war. Dann wählte er eine aus und setzte sich damit auf ein altes Samtsofa. Auffordernd klopfte er auf das Sitzkissen neben sich.

Das Sofa hatte die Farbe dunkler Schokolade, einige Flecken und abgewetzte Stellen. Aber trotz seines Zustands wirkte es irgendwie elegant. Dieselbe Eleganz lag über allen Sachen im Zimmer. Da waren schöne Bücher mit rampo- nierten Umschlägen und von Feuchtigkeit aufgequollenen Seiten, eine Standuhr mit ausgebrochener Tür und Viertel-

stundenläuten, teuer aussehende Perserteppiche mit ausgefransten Rändern. Alles war vom Verfall gezeichnet und doch genau so, wie man es sich idealerweise vorstellte. Im Gegensatz dazu war das Häuschen der Restons nur ein Drittel so groß und sah von innen so aus, als seien die Bewohner Jäger – was überhaupt nicht stimmte. Aber dieses Zimmer war wie Thomas selbst, dachte Alice: traurig und alles andere als perfekt, aber ehrlich.

Sie setzte sich im Schneidersitz neben ihn auf das Sofa. Er drehte ihr die Leinwand zu. Es war eine Kreideskizze des Strands in der Nähe des Städtchens, aber leider ganz ohne Vögel. Sie erkannte den Ort an der Silhouette der Tannen vor dem Himmel und der Form des Ufers. Dort war sie schon gewesen, aber so, wie Thomas die Landschaft wiedergegeben hatte, wirkte sie fremd. Die Anlegestelle hatte er mit dunklen, heftigen Strichen gezeichnet, die Bäume hatten keine Blätter und sahen aus wie verkohlt, und das Wasser schlug wütend und schäumend gegen Steine und Strand.

»Warum haben Sie das so gemalt? Ich kriege Angst, wenn ich mir das anschau.«

»Vielen Dank, dass du mich schon mal auf die Kritiker vorbereitest, Alice. Weißt du, ich will diesen Effekt mit Absicht erzeugen.«

»Aber der Strand ist doch so schön. So sieht er wirklich nicht aus.«

»Aber du hast ihn erkannt.«

»Ja.«

»Du hast ihn erkannt, obwohl du Angst davor hast, obwohl du ihn düster und hässlich findest. Aber vielleicht ist der Strand ja wirklich so, und du siehst einfach darüber

hinweg. Du siehst die Hässlichkeit nicht, weil du sie nicht sehen willst. Das ist die Aufgabe des Künstlers: die Leute dazu zu zwingen, sich die Dinge anzuschauen – nicht nur Dinge, auch Menschen und Orte –, und zwar auf andere Art als sonst immer. Ein Künstler muss das zeigen, was unter der Oberfläche verborgen ist.«

Mit dem Finger knapp über der Leinwand zog Alice die Konturen eines Baumstamms nach. Als sie bemerkte, dass er ihre Hände betrachtete, schob sie sie unter ihre Beine.

»Warum versteckst du sie?« Er klang freundlich, aber bestimmt. »Lass sie mich mal sehen.«

Sie zögerte, bevor sie ihre Hände zur Besichtigung freigab. Er griff nach ihnen. Seine Handflächen fühlten sich warm und so glatt wie Stein an. Er betrachtete ihre Hände sorgfältig, drehte erst die rechte, dann die linke um. Langsam fuhr er mit den Fingern über ihre, umkreiste ihre Knöchel und rieb über die Haut, als versuchte er, etwas auszuradien. Dabei sah er ihr die ganze Zeit über ins Gesicht. Alice biss sich in die Wange und versuchte, nicht zurückzuzucken, aber er tat ihr weh, und schließlich zog sie die Hände weg.

»Halt still. Warum zappelst du denn so?«

»Weil das wehtut.«

»Das habe ich gemerkt.« Er ließ sie los, stand auf und ging zum Fenster, wo er seine Zeichnung wieder auf die Staffelei stellte. »Hast du schon mal mit jemandem darüber gesprochen?«

»Nein.«

»Auch nicht mit deinen Eltern?«

Sie schüttelte den Kopf.

Er zuckte mit den Achseln. »Ich bin kein Arzt. Manche Leute sagen, ich sei nicht mal ein Künstler. Aber wenn dir etwas wehtut, solltest du es jemandem sagen.«

»Ich habe es doch Ihnen gesagt.«

Thomas lachte. »Ich bin wohl kaum die richtige Adresse.«

Sie wusste, dass irgendetwas nicht stimmte. Das wusste sie schon seit geraumer Zeit. Sie humpelte, wenn sie morgens aufstand. Nicht jeden Morgen, aber so oft, dass es nichts Banales sein konnte, nicht bloß ein verstauchter Knöchel, ein blauer Fleck oder eine Blase. Nachts kam oft eine Art Fieber über sie, ihr wurde schwindlig, und sie lief rot an. Wenn sie aufstand und sich eine Aspirin-tablette holen wollte, verschwand es wieder. Zusammen mit dem Fieber kamen Ausschläge, die ebenso schnell wieder vorbeigingen. Ihre Gelenke schienen Krieg zu führen gegen den Rest ihres Körpers und bedienten sich dabei besonders perfider Taktiken: Sie ließen die Haut um ihre Knie herum scheußlich rot aufflammen und erzeugten eine unangenehme Wärme, so störend wie ein dauernder Juckreiz. Alice hatte nichts von Natalies natürlicher Anmut, und in letzter Zeit fühlte sie sich nur noch plump und hölzern. Bälle, Bleistifte, Koffergriffe – alles glitt ihr aus den Fingern, als wollte es vor ihr fliehen. Sie stolperte über die eigenen Füße, sogar, wenn sie auf sie schaute. Nachts schien die Zeit regelrecht stillzustehen, wenn sie dalag und versuchte, die Schmerzen in ihren Gelenken zu vergessen.

Sie hatte darüber mal eine Bemerkung ihrer Mutter gegenüber gemacht, war aber vage geblieben und hatte sich bemüht, möglichst sorglos zu klingen. Ihre Mutter reagierte nämlich immer übertrieben, und Alice hatte keine Lust, den ganzen Sommer über in die Stube verbannt zu werden.

Ihre Mutter, die sich gerade für eine Dinnerparty ankleidete, hatte gedankenverloren geantwortet: »Das sind Wachstumschmerzen, die gehen vorbei, du wirst schon sehen.«

»Manchmal zittern mir die Hände«, sagte sie zu Thomas.

»Mir auch. Dagegen hilft Whiskey.«

Sie musste lächeln. »Ich glaube, das fänden meine Eltern nicht so gut.«

»Hm. Da hast du wohl recht. Meinst du, du könntest eine Weile stillsitzen?«

»Ich glaub schon. Wieso?«

»Ich will dich nur schnell zeichnen. Das heißt, wenn du nichts dagegen hast.«

»Sie haben doch schon ein Bild von uns allen gemalt.«

»Ich weiß, aber jetzt will ich dich alleine zeichnen. Darf ich das also oder nicht?«

»Solange Sie meine Hände nicht zeichnen ...«

Er krempelte seine Hemdsärmel hoch und schüttelte den Kopf. »Alice, du darfst nicht damit anfangen, Teile deines Körpers zu hassen. Dafür bist du noch zu jung. Ich zeichne deine Hände nicht, wenn du das nicht willst, aber sie sind wunderbar. Halt sie mal hoch. Siehst du? Deine Finger verjüngen sich ganz herrlich. Du wärst besser als die meisten anderen Menschen dafür geeignet, einen Pinsel oder ein Musikinstrument zu halten, wegen der Entfernung zwischen dem mittleren Fingergelenk und den Fingerspitzen. Das sind ideale Proportionen.«

Er nahm einen Bleistift und schärfte ihn an einem kleinen Stück Sandpapier. »Warum schaffen wir es eigentlich nicht, Perfektion im Kleinen zu würdigen? Wenn es nicht ums große Ganze geht, wollen wir es nicht sehen. Ich finde das wirklich schade.«

»Vögel sind perfekt. Und trotzdem übersehen viele Menschen sie einfach.«

»Also, wenn Vögel perfekt sind, dann bist du es auch, Alice. Und ich kann mir nicht vorstellen, dass jemand dich übersehen würde. Jetzt streck die Hände aus, ich will, dass du sie betrachtest.«

Plötzlich wurde sie verlegen, dachte an ihr strubbeliges Haar und ihre schmutzigen Füße. Sie streckte eine Hand aus und starrte auf den Handrücken. Was sollte sie da schon sehen? Thomas ging zu dem Plattenspieler in der Ecke und sah einen Stapel LPs durch. Dann nahm er eine Platte aus der Hülle. Er legte sie auf, goss sich einen Drink ein und zündete sich eine Zigarette an. Eine französische Stimme erfüllte das Zimmer. Sie klang traurig und sehr einsam.

»Konzentrierst du dich auf deine Hand? Siehst du diesen blauen Fluss, der knapp unter der Oberfläche liegt? Das ist ein Weg, der geradezu darum bittet, dass du ihm folgst. Ein Strom, der über einen Knochengipfel fließt und sich dann in ein Tal ergießt. Jetzt sitz still, damit ich dich zeichnen kann. Es geht ganz schnell.«

»Wer singt denn da?«

»Edith Piaf.«

»Sie klingt nicht gerade glücklich.«

Er seufzte. »Du musst aufhören zu reden. Dein Gesichtsausdruck ändert sich ständig. Man nennt sie den ›Spatz von Paris‹ – ach, das hat auch mit deinen Vögeln zu tun! Sie klingt deshalb nicht glücklich, weil sie keinen Grund dazu hat. Sie hat jung geheiratet, wurde schwanger und musste ihr Kind in der Obhut von Prostituierten lassen, wenn sie arbeiten wollte.« Er schaute von der Staffelei auf. »Schockiert dich das?«

Sie schüttelte den Kopf. Innerlich war sie erschrocken über die Lebensverhältnisse der Frau – andererseits aber auch fasziniert von dem Bild, das sich vor ihrem geistigen Auge formte: ein unscheinbarer braungrauer Vogel mit dickem Schnabel, der wunderbare, kummervolle Töne hervorbrachte.

»Ihr kleines Mädchen starb mit nur zwei Jahren an Hirnhautentzündung. Piaf selbst wurde bei einem Autounfall verletzt und danach morphinsüchtig. Ihre einzige wahre Liebe kam bei einem Flugzeugabsturz um. Ja, sie ist schon eine tragische Figur. Aber durch ihre persönliche Geschichte bekommt ihre Musik dieses besondere Etwas, findest du nicht auch? Eine gepeinigte Frau. Das hört man in ihrer Stimme.« Er summte mit und schwelgte noch ein bisschen in seiner makabren Geschichte.

»Sie sind auch nicht glücklich. Peinigt Sie etwas?«

Von seinem Platz hinter der Staffelei aus betrachtete er sie und legte den Bleistift in die Ablage. Er blickte finster drein, aber ein aufwärts strebender Mundwinkel verriet, dass ihre Frage ihn belustigte. »Warum meinst du denn, ich wäre unglücklich?«

Eine von Alices Schwächen war, dass sie anderen Menschen immer offen sagte, was ihr gerade durch den Kopf ging. *Du solltest dich in der Kunst der Subtilität üben*, hatte Natalie ihr einmal geraten.

»Ich hätte den Mund halten sollen.«

»Alice.«

Sie biss sich wieder in die Wange. »Unglück kann man leicht erkennen. Die Leute strengen sich nämlich so sehr an, es zu verbergen.«

»Sehr clever. Sprich weiter.«

»Vielleicht verstecken Sie es in der Art, wie Sie andere Leute betrachten. Sie konzentrieren sich nur auf die kleinen Einzelheiten. Als wollten Sie vermeiden, den ganzen Menschen kennenzulernen. Oder vielleicht wollen Sie ja auch nicht, dass die anderen Sie kennenlernen. Vielleicht haben Sie Angst, sie könnten Sie nicht mögen.«

Bei ihrem letzten Satz spannte er unwillkürlich die Muskeln an. »Ich bin fertig. Ich habe dir ja gesagt, es würde schnell gehen. Das ist jedenfalls eine interessante Theorie, gerade von einer Vierzehnjährigen.«

»Sie sind wütend.«

»Auf jemanden, der so frühreif ist wie du? Das wäre doch dumm.«

»Nennen Sie mich nicht so.«

»Das gefällt dir nicht? Es war als Kompliment gemeint.«

»Das ist aber kein Kompliment.« Sie wurde rot, und ihre Augen füllten sich mit Tränen. Es war ihr furchtbar peinlich, dass sie das Falsche gesagt hatte. »Das heißt doch nur, dass man mehr weiß, als die Erwachsenen für gut halten, und dass man sie deswegen in Verlegenheit bringt. Sie wissen dann nämlich nicht mehr, was sie in deiner Nähe sagen dürfen und was nicht.«

Er kam zum Sofa und hielt ihr ein farbverspritztes Taschentuch hin, aber sie schob es von sich, immer noch bemüht, nicht zu weinen. Thomas kicherte. Der Gedanke, dass er sie auslachte, machte sie zornig. Ein stotternder Wortstrom floss aus ihrem Mund. Er legte ihr einen Finger unter das Kinn und hob ihren Kopf, sodass sie sich anschauten.

Die Luft im Zimmer wurde warm. Das Geräusch ihres eigenen Herzens erschreckte sie: Das rasende Klopfen war

so vernehmlich, so laut. Wie konnte er es nicht hören? Es übertönte sogar den Spatz von Paris und seine melancholischen Worte. Das Zimmer und alles, was darin war, tanzte vor ihren Augen, und ihr Mund wurde trocken. Sie glaubte zu ersticken. Bald würde sie nach Luft schnappen wie ein Fisch, den man aus dem Wasser gezogen hatte. Ihr Blick sprang von seinen Füßen zu seinem Ärmelaufschlag und dann zu der Plattenspielnadel, die sachte schaukelnd über die Platte hüpfte. Ihre Haut prickelte. Und sie konnte nichts dagegen tun. Sie musste ihn einfach anschauen, und als ihre Augen sich trafen, wandelte sich sein Gesichtsausdruck von gespielter Reue über Sorge bis hin zu Verständnis. Ihr Gesicht brannte.

Er ließ die Hand sinken und trat einen Schritt zurück, dann betrachtete er kurz den Boden und sah sie wieder an. »Na schön. Von jetzt an werde ich das Wort ›frühreif‹ aus meinem Wortschatz streichen. Darf ich dann auf Vergebung hoffen?« Er zog eine Grimasse und legte die Hände zusammen wie zum Gebet.

Er machte sich auf freundliche Art über sie lustig. Oder wollte sie zum Lachen bringen. Und da war Alices Welt wieder in Ordnung, so schnell, wie sie zuvor eingestürzt war. Es tat ihm leid, dass er sie verletzt hatte. Er wollte, dass sie ihm verzieh. Ein schwacher elektrischer Strom floss durch ihren Körper.

»Ja, ich vergebe Ihnen. Außerdem – ich wette, Ihre Eltern halten Sie auch nicht gerade für sonderlich reif. Sie können nicht viel älter sein als ich, Thomas.«

Dieses Mal lächelte er nicht. »Solche Spielchen passen nicht zu dir, Alice, und ich hoffe, du gewöhnst dir so was nicht an. Wenn du wissen willst, wie alt ich bin, dann frag

mich einfach. Obwohl ich dir das nicht generell empfehlen würde, die meisten Leute sind da nämlich empfindlich. Aber ich bin zum Glück nicht wie die meisten Leute.« Er verbeugte sich vor ihr. »Ich bin achtundzwanzig. Also Jahrhunderte älter als du. Uralt.«

»Sie sehen aber nicht uralt aus.«

»Bin ich aber. Ich wurde schon alt geboren. Meine Mutter hat mir mal erzählt, dass ich bei meiner Geburt aussah wie ein grantiger alter Mann – faltige Haut, wässrige Augen. Hast du schon mal den Ausdruck ›alte Seele‹ gehört? Als ich geboren wurde, hatte ich den Kopf voll geplatzter Träume und das Herz voll fremder Erinnerungen. Dagegen kann man nichts tun. Aber ich hätte mir die Person, deren Kummer und Erinnerungen ich herumtragen muss, trotzdem lieber selbst ausgesucht.« Er sah sie an und seufzte. »Und du? Ich vermute mal, du bist wie die meisten Jugendlichen in deinem Alter und möchtest lieber älter sein.«

Sie sah über die »Jugendlichen in ihrem Alter« hinweg. Sie wollte nicht zugeben, dass ihre Pläne sich danach richteten, welcher Wochentag gerade war, welches Buch sie gerade gelesen hatte, ob das Fieber sie in jener Nacht in Ruhe gelassen hatte oder nicht. Die Zukunft war eine dunkle Höhle, die sich vor ihr auftat und sie aufforderte, einzutreten.

»Nein. Man wird ja älter, egal, ob man will oder nicht.« Sie zuckte mit den Schultern. »Vielleicht fliegen wir sowieso alle in die Luft, dann ist doch alles egal.«

»Was? Meinst du wegen der Kommunisten? Das glaube ich nicht.«

»Warum denn nicht?«

»Weil die meisten von denen uns wahrscheinlich genauso wenig in die Luft sprengen wollen, wie sie sich wünschen, von uns in die Luft gesprengt zu werden.«

Alice nickte und dachte an die Unterhaltungen über dieses Thema, die sie mit angehört hatte. »Gleichgewicht des Schreckens.«

»Ist ja kaum zu glauben, wie viel du weißt. In deinem zarten Alter wäre es wohl gesünder, du wärest nicht so gut informiert. Dann würdest du zumindest besser schlafen. Du wirst ohnehin schnell genug erwachsen sein. Man wird so leicht zynisch und abgestumpft.« Er riss ein hauchdünnes Stück Pergamentpapier von einer Rolle, legte es über die Zeichnung und rollte beides zusammen.

»Vielleicht sollte *man* sich mehr Mühe geben, nicht so zynisch und abgestumpft zu sein.«

Thomas lachte und goss sich noch einen Drink ein. »Einen Toast auf dich, Alice. Du bist wirklich eine schlaue junge Dame und dazu sehr klug für dein Alter. Sogar sehr klug für mein Alter. Möge dich nichts und niemand jemals enttäuschen. Jetzt nimm deine Zeichnung und geh. Ich muss arbeiten.«

»Darf ich morgen wiederkommen?«

»Wenn du nicht wiederkommst, werde ich verrückt. Wie du schon so nett gesagt hast, brauche ich Hilfe dabei, meinen Blickwinkel zu vergrößern.«

Sie war schon fast die ganze Auffahrt hinuntergegangen und beim Haus der Restons angelangt, als sie bemerkte, dass sie ihre Bücher auf dem Tisch neben dem Sofa liegen gelassen hatte. Sie war gar nicht dazu gekommen, ihm das Gedicht zu zeigen. *Dann eben morgen*, dachte sie. Aber sie

wollte eine Zeichnung fertig machen: die Skizze einer Büffelkopfente mit Dominomuster, die sie an diesem Morgen am See entdeckt hatte. Außerdem wollte sie im Laufe des Tages noch mehr Gedichte lesen. Darum kehrte sie um.

Der Wind wurde stärker. Ein Schwarm Stärlinge flog heiser kreischend über sie hinweg. Der nächste Sturm zog auf, und wenn sie nicht schnell genug lief, war sie bald klatschnass, auch wenn das Haus nicht mehr als fünf Minuten entfernt war. Als sie hineinging, ließ sie die Tür hinter sich einen Spaltbreit offen und rief leise seinen Namen. Keine Antwort. »Arbeiten« bedeutete wohl eher schlafen. Er hatte schließlich ganz schön viel getrunken. Sie eilte ins große Zimmer. Die Türen zu den anderen Zimmern waren geschlossen, und alles war still. Es kam ihr vor, als hätte das Haus aufgehört zu atmen. Man hörte kein Ächzen und kein Knacken, obwohl es draußen so heftig stürmte. Sie sah seine Fußspuren im Staub – als wäre ein Geist zur Staffelei hin- und wieder zurückgehuscht.

Ein Windstoß fegte in den Raum und warf die Zeichnungen, die auf der Staffelei gestanden hatten, auf den Boden. Warum hatte sie nicht daran gedacht, die Tür zu schließen? Sie machte sich daran, die Zeichnungen aufzuheben, hielt aber inne, als sie die erste sah, eine farbige Bleistiftskizze. Sie bekam keine Luft mehr und fing an zu schwitzen. Atemlos sank sie auf die Knie.

Selbst wenn sie das Gesicht nicht gesehen hätte, hätte sie Natalie auf der Zeichnung erkannt. Das waren die Arme und Beine ihrer Schwester, die da so lässig quer über dem Sofa lagen. Unter dem einen Knie konnte man eine verblasste Narbe sehen – die Erinnerung an einen Skiunfall vor zwei Jahren. Und das war Natalies Haar, derangiert und

wild, wie karamellisierter Sand; eine Strähne hatte sie sich um den Finger gewickelt. Das war die Halskette, die ihr letzter Verehrer ihr geschenkt hatte. Die winzigen Perlen leuchteten auf ihrer Haut. Der Bräunungsstreifen über ihren Brüsten, der Kringel ihres Bauchnabels, die helle Haut, die sich zwischen ihren Hüftknochen spannte – ihre intimsten, geheimsten Stellen lagen offen vor Alice. Und wie um den letzten Zweifel zu zerstreuen, lächelte Natalie wissend aus der Zeichnung heraus.

2

Oktober 2007

Finch stieg aus dem Taxi, angelte mit der einen Hand nach dem Gürtel seines Regenmantels und hielt die andere über den Kopf, um den kalten Oktoberregen abzuwehren. Mit nur zwei Schritten überquerte er den Zebrastreifen. Vorsichtig kletterte er die steilen Stufen des Wohnhauses hoch und wich geschickt dem überall herumliegenden Müll aus. Leider tappte er dabei in die Pfützen, die sich in der Mitte der Stufen gebildet hatten. Seine Socken sogen sich voll Wasser. Er sah, wie das Taxi davonfuhr – jetzt war er hier gestrandet. Einen Moment lang erwog er, einen Fahrdienst anzurufen und nach Hause zurückzukehren, in sein hell erleuchtetes, properes Stadthaus in Prospect Heights. Dort war der Kühlschrank – seiner Tochter sei Dank – gut gefüllt mit gesundem, aber langweiligem Essen. *Denk an deinen Blutdruck*, sagte sie immer. *Denk an dein Herz und an deine Knie*. Er erwiderte dann immer: *Inwiefern sind Trockenpflaumen gut für meine Knie?* Und er überprüfte stets, ob er daran gedacht hatte, die Pfeife zu verstecken. Sie zuckte

dann bloß lächelnd mit den Achseln, und in ihrem Lächeln blitzte für eine Sekunde der Mund seiner Frau auf – und dazu seine ganze wunderbare Welt, wie sie früher gewesen war.

Als er vor fünf Jahren für Thomas Bayber das Apartment in Williamsburg gefunden hatte, war das Viertel in einem Zustand gewesen, den der höfliche Immobilienmakler als »im Umbruch« bezeichnet hatte. Finch hatte die Wohnung als Investition betrachtet und optimistisch angenommen, der »Umbruch« sei ein Wandel zum Besseren. Aber bis jetzt war die Gentrifizierung aus dem Norden noch immer nicht angekommen. Er spähte durch eine schmutzige, gesprungene Fensterscheibe. Die Tür, die vom vielen Regen aufgequollen war, ließ sich nur schwer öffnen, und als er die Klingel für 7 A drückte, entstand eine dieser unfreiwillig komischen Situationen, weil der Knopfdrücker unten und der Öffnungstastenbetätiger oben ihre Handlungen nicht in Einklang bringen konnten. Finch riss ungeduldig an der Aufzugstür und schaffte es mehrmals nacheinander, den Knauf erst dann zu drehen, wenn das Schloss schon wieder zugeschnappt war. Nach drei vergeblichen Versuchen und vielen Flüchen drehte er sich um und ging zum Treppenhaus.

Im fünften Stockwerk musste er eine Pause einlegen. Er setzte sich auf die Stufen und rieb sich die schmerzenden Knie. Diese ständigen Störungen in der Maschinerie traten mit unerhörter Regelmäßigkeit auf. Auch sein Kopf tat weh – ob aus Wut oder aus Schuldgefühl, das konnte er nicht sagen. Er wusste nur, dass er höchst ungern an diesen Ort zitiert wurde. Früher hätte er den Besuch vielleicht als Freundschaftsdienst abgehakt, wobei er den Begriff »Freund-

schaft« schon damals weit auslegen musste. Aber inzwischen brauchte er keine Bezeichnungen mehr, sondern sah die Dinge so, wie sie wirklich lagen. Für Thomas war er manchmal nützlich und manchmal eben nicht. So einfach war das.

Seine Frau hätte nicht gewollt, dass er herkam. Vielleicht hätte Claire nun sogar jene Worte ausgesprochen, die sie all die Jahre in sich verschlossen hatte. *Das Maß ist voll, Denny*. Und damit hätte sie recht gehabt. Selbst der opulente Trauerkranz, den Thomas zur Beerdigung hatte schicken lassen (Finch fragte sich, ob er für Thomas' großzügige Gabe ebenfalls aufgekommen war), hätte Claire nicht beschwichtigt. Und ihn selbst hatte der Kranz auch nicht getröstet. Thomas – und alles, was ihn betraf – hatte einfach zu viel Platz in ihrem Leben eingenommen, als dass ein obszön großes Orchideengesteck es hätte ungeschehen machen können. Finch spürte, wie der Kummer ihn überkam. Er vermisste sie. Elf Monate waren nicht sehr lang (hin und wieder fischte er noch eine Beileidskarte aus dem Briefkasten), aber für ihn hatte sich die Zeit ausgedehnt und verlangsamt. Seine Tage bestanden nur noch aus monotonen Stunden, die sich vor und hinter ihm auftürmten, die vergangenen genau gleich wie die noch kommenden.

Er rappelte sich wieder auf und griff nach dem Treppengeländer. Eigentlich musste er dankbar sein für die Abwechslung. Hätte er heute denn sonst das Haus verlassen? Oder gar diese Woche? Wahrscheinlich hätte er sich mit einem Stapel Dissertationen und Prüfungsbögen in seinem Stadthaus verschanzt. Er hätte sie durchgearbeitet und dabei mit halbem Ohr Vaughan Williams' »Tallis Fantasia« gelauscht. Je länger er gelesen hätte, desto weniger hätte er

sich auf die Ausführungen seiner Studenten konzentrieren können; in seiner schwermütigen Stimmung wäre er ständig eingenickt und wieder aufgeschreckt.

Selbst die kleine Ablenkung durch das Unterrichten lag vielleicht bald hinter ihm. Dekan Hamilton hatte ihm nahegelegt, zu Anfang des nächsten Semesters eine Pause einzulegen. Finch hatte niemandem, schon gar nicht seiner Tochter, davon erzählt. »Du solltest eine kleine Auszeit nehmen, Dennis«, hatte Hamilton lächelnd gesagt und dabei Schweißbänder und eine Racquetball-Schutzbrille in seine glänzende Sporttasche gestopft. Finch musste sich sehr beherrschen, ihn nicht zu erwürgen. Zeit. Davon hatte er ohnehin zu viel. Wenn er sie nur zum Verschwinden bringen könnte.

Als er jung gewesen war, hatte er oft darüber nachgedacht, wie er als alter Mann wohl sein würde. Sein Vater war ein bodenständiger, liebenswürdiger Mensch gewesen, der schnell Kontakte zu Fremden geknüpft, seinen Sohn aber sehr streng erzogen hatte. Finch nahm an, dass er selbst ähnlich werden würde – vielleicht etwas reservierter. Doch im Kampf mit der Lücke, die Claire hinterlassen hatte, merkte er, dass er sich in einen unangenehmen Menschen verwandelte. Zu ihren Lebzeiten hatte er seine Mitmenschen immer durch ihre viel großzügigeren Augen betrachtet. Die Nachbarn, die sie immer als fürsorglich bezeichnet hatte, fand er neugierig und übergriffig. Wenn er ihnen begegnete, schauten sie sorgenvoll drein und schnalzten mitleidig mit der Zunge. Die Frau von gegenüber, für die Claire manchmal puddingartiges Zeug gekocht hatte, schien unfähig, die kleinsten Dinge selber zu erledigen, und rief ihn an, wenn sie eine Glühbirne eingeschraubt oder die

Treppe gefegt haben wollte. Als wäre er der Hausmeister. Die ganze Menschheit schien sich nur noch gegenseitig zu belästigen, mit Grobheit und schlechten Manieren.

Im sechsten Stock wurde ihm klar, dass es ziemlich leicht war, die Schuld auf Thomas abzuwälzen. Der Mann bot sich als Zielscheibe einfach an. Doch mit jedem weiteren Schritt fielen Finch weitere Dinge ein, mit denen er selbst seine Frau über die Jahre hinweg mit Sicherheit gekränkt hatte. Die Galerieeröffnungen, die Partys, die Empfänge – überall hatte Thomas Hof gehalten, den Arm um die Hüfte irgendeines jungen Dings gelegt. Diese Mädchen trugen Kleider, die ihre nymphenhaften Figuren betonten, hatten glänzendes, schulterlanges Haar und dunkle Schmolmünder, die immer in der Nähe von Thomas' Ohr waren. Dieselben Mädchen sahen stets an Finch vorbei, meist auf irgendeinen Punkt über seiner Schulter. Sie taten nicht mal so, als würden sie sich für ihn interessieren. Trotz seiner Chancenlosigkeit hatte er immer wieder wie zufällig seine Hand von Claires Hand weggezogen, seinen Arm von ihrer Taille gleiten lassen. Oft hatte er sich auch einen halben Schritt von ihr weggestellt, eine Distanz zwischen ihnen beiden geschaffen, indem er sie am Ellenbogen nahm und sie in Richtung der Bar oder des Kellners drehte. Als wäre sie nicht gut genug für ihn – nicht in dieser Situation und mit diesen Leuten. In seinem Kopf hämmerte es, und sein Rücken brannte wie Feuer, als er sich die restlichen Stufen hinaufquälte. Dabei war sie in jenen opulenten Galerieräumen, die eine solche Kälte ausstrahlten, dass er fast seinen eigenen Atem sehen konnte, wirklicher gewesen als alles andere.

Aber da war noch etwas, für das er allein die Schuld trug, etwas, was sie tief gekränkt hatte, das wusste er genau.



Tracy Guzeman

Das Gewicht des Himmels

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 480 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-35837-9

Diana

Erscheinungstermin: Juni 2015

Ein langer Sommer in Neuengland. Die Schwestern Alice und Natalie begegnen dem geheimnisvollen Maler Thomas Bayber. In jenen Tagen entsteht ein Porträt, dessen tragische Bedeutung erst Jahrzehnte später ans Licht kommen wird. Denn die Begegnung zwischen Alice und Thomas ist der Beginn einer tiefen Liebe und zugleich einer Lüge, die mehr als ein Leben zerstört ...